Breslauer Beobachter.

№ 150. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1845.

Sonnabend, den 20. September.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz beziehen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Verschmähte.

(Fortsetzung.)

Während der Ritter noch so sprach, hatte der schwarze Jüngling sich abgewendet, und schien zu weinen. Dies ging dem Kranken durch die Seele. Er sah den theilnehmenden jungen Afrikaner mit dem Blicke der innigsten Rührung an, und sagte in freundlich wehmüthigem Tone: „Sollte ich Dich durch meine voreilige Rede gekränkt haben, Du Guter, o so vergieb mir. Ja es thut weh, sein Mitleid und seine Sorgfalt an Jemand verschwendet zu haben, der nicht dankbar dafür ist. Halte mich aber nicht für einen solchen, und glaube mir, ich empfinde tief den Werth Deiner Handlung, obgleich das wiedergekehrte Leben kein Geschenk des Himmels für mich ist, dessen ich mich freue. Nicht Durst nach Ruhm, nicht Hoffnung nach reicher Beute haben mich diesen Welttheil betreten lassen — mich trieb die Verzweiflung in den unsinnigen Kampf; ich suchte den Tod, aber er trieb nur ein grausam neckendes Spiel mit mir. Ich hoffte, von der Bürde des Lebens durch ein ehrenvolles Sterben auf der Wahlstatt befreit zu werden — doch dieser einzige Wunsch wurde mir vom Schicksal nicht gewährt. Aber ich will nicht murren. Vielleicht bin ich noch nicht würdig, in ein besseres Jenseits hinüber zu gehen. Vielleicht muß ich noch länger büßen für den Leichtsinn meiner Jugend, vielleicht noch länger die Qualen nutzloser Reue dulden. O Menzia, Menzia! an Dir hab ich hundertfach mein Elend verdient!"

Während der letzten Worte Montalegres war ein maurischer Arzt hereingekommen. In diesem Augenblicke ging der Mohrenknabe schnell hinaus. Der kaum eingetretene Maure folgte ihm verwundert, kehrte aber nach ein paar Minuten zu Herando zurück, befühlte dessen Puls, besah die Wunden, verband sie wieder und sagte: „Allahs weiser Wille, die Wohlthaten guter Menschen und Deine kräftige Natur haben die Gefahr besiegt, in der Dein Leben schwebte, fremder Krieger, und Du wirst, wenn kein neues Uebel Dich heimsucht, in kurzer Zeit genesen; denn in Deines Vaters Hause könntest Du nicht treuer gepflegt werden, als hier."

Wer sind die unbekannten Wohlthäter, die solche Menschenliebe an mir beweisen? fragte der Ritter von Montalegre.

„Die Bewohner dieses Landhauses sind Deine Glaubensgenossen!" antwortete der Arzt. „Don Felippe de Gallero, Grand von Spanien, den sein König an Muley Moluch, den Herrn dieses Landes, gesandt hat, hält sich mit seiner Gemahlin hier auf."

Ihnen also, und Deinem verständigen Rathe, wackrer Arzt, verdanke ich die zu hoffende Wiederkehr meiner Gesundheit? fragte Herando.

„Zum Theil!" erwiederte der Maure: „den größten Anspruch auf Deine Dankbarkeit aber hat Cilli, der stumme Mohrenknabe. Ohne seine treue Pflege, ohne seine unermüdliche Sorgfalt, hätte meine Kunst nur wenig vermocht. Er ist nicht von Deinem Ruhebette gewichen, als Du ohne Verstand und Bewußtsein hier littest. Kein Schlaf ist seit mehreren Tagen und Nächten über seine Augen gekommen, denn Du bedurftest einer steten Bewachung und er ließ sich von dieser Obliegenheit, die er so freudig übernommen, nie entbinden!"

O der gute Jüngling, rief Herando gerührt. Wie kann ich ihm jemals lohnen, was er an mir gethan!

„Ich hör' ihn wiederkommen," sprach der Maure. „Sag' ihm ihm nichts davon, Christ, was ich Dir verrathen. Er will nicht, daß Du wissen sollst, welch hohen Grad von Menschenliebe er an Dir bewies."

Wie wird es mir möglich sein, erwiederte Montalegre, die Gefühle des innigsten Dankes zurückzudrängen, von denen mein Herz erfüllt ist.

Der Arzt machte, als Cilli gekommen war, noch einige Verordnungen, wie er den Kranken von nun an behandeln müsse, und entfernte sich dann. Mit Blicken der Wehmuth und der dankbaren Rührung sah Herando nun stets auf den schwarzen Jüngling, der die Vorschriften des Arztes in Betreff des Kranken mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit auszuüben bemüht war. Als Cilli dem Ritter ein kühlendes Getränk reichte, konnte sich dieser nicht enthalten, des treuen Pflegers Hand zu ergreifen und sie an seine wunde Brust zu drücken. „O Du edler Stummer!" rief Herando: „ich bin zu arm, um Dir Deine Wohlthaten zu vergelten; aber der Herr der Welten, welcher die Thaten der Menschen aufzeichnet, wird gewiß endlich Deine Tugend lohnen. Zu ihm will ich beten für Dein Wohl, so lange mein Geist noch denken kann." Cilli weinte stärker und ging, um seine Rührung nicht überhandnehmen zu lassen, aus dem Gemache. Als er es nach einer halben Stunde wieder betrat, war Herando eingeschlummert. Der treue Wärter setzte sich auf das Kissen an dem Krankenbette nieder, und auch seine müden Augen fielen bald zu, denn schon seit langer Zeit hatte ihn kein anhaltender Schlaf mehr erquickt.

Als am Morgen der Ritter erwachte, sah er, daß Cilli noch immer schlief. Obgleich er einen brennenden Durst empfand, und sich nicht aufzustehen getraute, so wollte er doch den guten Jüngling, dessen durch so edle Thätigkeit endlich ermattete Kraft der Ruhe so sehr bedurfte, nicht wecken. Er vertheilt sich daher still, schloß die Augen wieder und versuchte noch einmal einzuschlummern. Aber bald öffnete sich die Thür und der aufblickende Herando sah einen Mann in europäischer Tracht, welchen er nicht mit Unrecht für den Spanier Don Felippo hielt, leise eintreten, welchem dessen Gemahlin, die ein leichtes Morgenkleid trug, folgte.

Beide blieben, als sie den Mohrenknaben schlafend erblickten, am Eingang eine Weile stehen. Sie glaubte, der Ritter schliefe auch; und Donna Eugenia de Gallero nahte sich leise dem Stummen, legte ihre Hand auf sein Haupt und sprach mit sanfter Stimme: „Du edle Seele, wie weit treibst Du doch die Pflicht der Dankbarkeit! Ach ich fürchte, Du wirst den übermenschlichen Anstrengungen erliegen und ein Opfer Deiner Tugend werden!"

Gerechter Gott! nein, das wirst Du nicht wollen! rief Herando sich aufrichtend und Eugenia trat erschrocken zurück. O Ihr edlen Gastfreunde, die Ihr mich, den Fremdling, menschenfreundlich in Euer Haus aufnahmet und mit Wohlthaten überhäuftet, fuhr der Kranke zu den Eingetretenen fort: ich habe Euch noch nicht sagen können, wie tief ich Eure Menschenliebe empfinde. Euer Bewußtsein muß Euch lohnen, ich vermag es nicht. Aber sprecht: kann ich vielleicht dem guten Cilli vergelten, was er an mir gethan? Seine treue Sorgfalt hat mich innigst gerührt. Ist er arm und heimathlos, o so will ich ihn, wenn ich die Heimath wieder erlange, in mein Vaterland mitnehmen, und was ich noch mein nenne, das soll ihm gehören."

In diesem Augenblicke erwachte der stumme Schwarze und schien über die Gegenwart Eugenia's und Don Felippo's betroffen zu sein. Er sah Beide abwechselnd mit ängstlichen fragenden Blicken an, und ein bittendes Zeichen sagte ihnen, sie möchten ihm aus dem Gemache folgen. Sie wollten gehen, aber der maurische Arzt trat jetzt herein, und prüfte Herando's körperlichen Zustand.

„Nun ist alle Gefahr vorüber!" rief er den Uebrigen zu. „In ein paar Wochen wird der Kranke völlig genesen sein, und schon nach sechs Tagen von heute an, darf er sein Lager verlassen und sich in der warmen Luft erquicken."

Cilli sank bei diesen Worten auf die Knie, blickte nach oben und Freudenthränen rollten über seine schwarzen Wangen. Dann ging er hinaus. Gerührt schaute Herando ihm nach und flehte zum Himmel um Heil und Segen für den edlen Stummen. Voll Sehnsucht erwartete er ihn, als die andern Drei sich entfernt hatten, zurück, um ihm auf's Neue für die vielen Beweise treuer Anhänglichkeit und reger Theilnahme innigst zu danken, und ihn zu fragen: ob er mit ihm nach Europa ziehen und dort, nicht als sein Diener, sondern als sein einziger hochgeehrter Freund fortan bei ihm leben wolle? — Aber Cilli kam nicht. Nach ein paar Stunden, die dem ungeduldig harrenden Montalegre im trägen Laufe dahinschlichen, trat ein Diener, welcher spanische Kleider trug, in das Zimmer, erkundigte sich höflich nach dem Befinden des Kranken und bat ihn: er möchte nicht zürnen, daß man ihn so lange ohne Bedienung gelassen; allein es habe sich etwas Trauriges hier im Hause ereignet.

„Es betrifft doch nicht den guten Cilli?“ fragte Herando ängstlich, denn eine trübe Ahnung war schnell in seiner Seele aufgestiegen.

Ihr habt es leider errathen, lieber Herr! antwortete der Diener. Doch erschreckt nicht! Wir hoffen, Gott werde noch Alles zum Besten lenken.

Was ist geschehen, Freund? Rede, erzähle mir Alles; reiße mich aus der tödtenden Ungewißheit. Was ist dem armen Cilli widerfahren?

Er ist plötzlich erkrankt! lautete die Antwort des Dieners. Als er Euch vorhin verließ, begab er sich in sein Zimmer. Eine Stunde darauf wünschte Donna Eugenia mit ihm zu sprechen und ging selbst, ihn zu rufen. Aber wie groß war ihr Schreck, als sie ihn bewußtlos auf dem Fußboden liegen sah. Ihr Geschrei lockte den Gemahl, eine Dienerin und mich herbei. Wir legten den armen Cilli auf sein Ruhebett nieder und waren gemeinschaftlich bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen. Aber unser Bemühen war lange vergebens. Endlich gelang es dem herbeigeholten Arzte, den Ohnmächtigen durch Stärkungsmittel zu erwecken. Doch die Gefahr ist noch nicht vorüber, und der heilkundige Maure giebt nur bedingte Hoffnungen. Zu Eurer Wartung, edler Herr, bin ich jetzt hier; denn der gute Cilli, der jetzt selbst der größten Vorsicht und Sorgfalt bedarf, kann nun nicht mehr Euer Pfleger sein.

„O Gott, warum bin ich noch so matt und an dieses Krankenlager gefesselt,“ rief Herando schmerzvoll: „daß ich dem Redlichen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten kann! Doch wozu mich noch schonen, wenn die Pflicht der Dankbarkeit ruft! Lehrte doch die Verzweiflung mich schon das Leben verachten — warum sollte ich jetzt säumen, es in die Schanze zu schlagen, wo ein höheres besseres Gefühl mich treibt! Der feste Wille wird mir Kraft geben; und wenn ich auch bald erliege, — was verlier ich denn, das ich nicht schon aufgegeben hätte. Unterstütze mich, wackrer Freund! ich will aufstehen, sei mir behülflich und führe mich zu dem kranken Cilli.“

„Nein, lieber Herr, das darf noch nicht geschehen. Mir ist ausdrücklich anbefohlen, darauf zu halten, daß Ihr noch einige Tage das Ruhelager hütet. Ihr seid noch zu schwach. Jede unzeitige Anstrengung bringt Euch in die größte Gefahr, und umsonst wäre Alles, was hier für Euch gethan worden. In Eurem jetzigen Zustande könnet Ihr dem armen Cilli nicht nützlich sein!

Herando machte noch Einwendungen und wiederholte seine Bitte. Aber der gewissenhafte Diener blieb fest und ließ sich nicht erweichen. Der Ritter mußte nachgeben; aber er beschloß im Stillen, seine Kraft zu prüfen, sobald man ihn einige Zeit allein lassen würde. Dies geschah gegen Abend, und kaum hatte der Wärter das Gemach verlassen, so versuchte Montalegre aus dem Bette zu steigen und zu gehen. Aber er mußte sehr bald zu seinem bittern Weh erfahren, daß sein Wille seiner Kraft weit vorangeeilt sei, und daß der Arzt, so wie die besorgten Gastfreunde wohl Recht gehabt hatten, ihm noch einige Tage Ruhe anzuempfehlen. Denn er war kaum ein paar Schritte gegangen, als er zusammensank. Mit Mühe und unter Schmerzen schleppte er sich langsam auf sein bequemes Lager zurück. „So kann ich denn,“ sagte er traurig: „weiter nichts thun, als für Dich beten, armer guter Cilli!“

Und dies that er auch recht oft und mit innigem Gefühl. Aber ach, die Nachrichten, die er von nun an täglich über den Krankheitszustand seines treuen Pflegers einzog, waren nicht tröstlich.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Der Erde Untergang.

(Beschluß.)

Mehlhans (lachend.) Ne, de Witz is wirklich jut, alter Junge! (umhalst Lude.) Laß uns dafür ooch noch eenen Knorpel pfeifen. (Reicht ihm abermals die Flasche zu.)

Lude (trinkt.) Ne, Mehlhans, ich hab' Dir unrecht jethan. De Schnapps is doch jut.

Mehlhans. Es is mir lieb, daß er Dir schmeckt. S' jeht doch nischte nich uf de Erde über een Jläschen Majenerquickung. Man bleibt dervunne den janzen Tach bei gesundem Menschenverstand. Un Du kannst et jloben, wenn de Welt unterjeht, denn will ich mir noch 'mal recht derb besaufen, objleich ich in de Rejel nich ville Branntwein verknufen kann. — Aber Du, Lude, erzähle mir noch een wenig von de Unterjang de Welt; ich bin neischierig jeworden uf Deine Ansichten. Wie is denn, fallen ooch bei dieser Jelegenheit de Sterne 'runter vom Himmel?

Lude. Jewiß, Herr Jevatter! Un so een Stern is jerad ooch nich fein; der fällt sicherlich nich sanft uf de Erde; der macht sich weiter nischte nich d'raus, ob er eenen zwanzigfachen Mord bejeht. Unter Anderm heeßt es ooch in de Wunderbrief: „Deutschland werd' sich in zwee Hälften theil'n.“

Mehlhans. Aber det wird für uns sehr schlimm sein. Bedenk' 'mal, da wird sich keen Mensch nich eene Wohnung zu Weihnachten miethen, wobei wir könnten reimen helfen, un de Christbeime wird uns ooch Niemand nich abkoofen woll'n, und wir werden nischte nich zu essen haben. —

Lude. Mach' Dir nich lächerlich. Denn leben wir nich mehr. Nach de Tod mag mit uns vorjeh'n, was de will — das bleibt sich mir janz jleich. — Aber Jevatter Mehlhans, 's wäre Zeit, daß wir uns nu uf de Strümpe machten; denn et is schon ziemlich dunkel jeworden.

Mehlhans. Ja, ja; laß uns nu ufbrechen. Dunnerwetter, wir haben de janzen Nachmittach jefischt, und nischte nich jefangen, als elf so kleene lumpige, Fischel! Meine Mutter wird mir sicherlich een schiefes Jesicht zieh'n.

(Beide stecken nun ihre Angeln ein und beginnen langsam ihren Marsch in ihre Wohnungen. Unterwegs unterhalten sie sich von ähnlichen Dingen, und ermangeln nicht, häufig zu stolpern; hauptsächlich Mehlhans, der stets in schiefer Richtung dahin geht. Vor dem Stadtthore angelangt, scheiden die Genossen von einander. Mehlhans begiebt sich nach Hause; während Lude vorzieht, noch auf einige Stunden den renommirten Destillateurladen des Herrn Trinkgern, (wo sich allabendlich geheime Agenten, geringe Privatpersonen, Sonnenbrüder mit ihren Weibern und Kindern, Gauner und privilegirte weibliche Nachtvögel einstellen, um dem Amor und der Ceres ein, nach ihrem Vermögen sich richtendes Opfer zu bringen,) zu besuchen. Hier kommt Lude mehreremal zu einem harten Verbal-Streite, der jedoch beständig zu seinem Vortheile ausfällt; und als die wachsamen, bewaffneten Nachtpelzvögel, d. i. Nachtwächter, die eilfte Stunde verkünden, eilt Lude turkelnd und fluchend seiner Behausung zu. Die Straßen sind still und menschenleer. Lude, in seiner gegenwärtigen Situation lichtscheu, rennt mächtig an einen Laternenpfahl und bricht mit donnernder Stimme aus: „Wat, er Irobion, will mich stoßen? Er will sich an mir verjreifen, ohne deß ick ihn beleidigt hab'? Wart', ich will ihn een wenig mit meiner jeballten Faust kitzeln. Ihn soll die Schläjerei jewiß verjeh'n. Ne, so een niederträchtiger Mordskerl läßt eenen ruhigen Staatsbürger nich unjestört uf de Straße passiren.“ Bei diesen Worten schlägt er gewaltig um sich, und achtet weder auf sein Nasenbluten, noch auf die Schmerzen, welche ihm das Schlagen an den Laternenpfahl verursacht. Gereizt davon, daß ihm sein leblosser Gegner nicht weichen will, wird Lude's Stimme noch heftiger und machtvoll poltert er: „Wart, du Kanaille, du bist een Straßendieb! Ich werd' dir uf de Stadtvoigtei bringen lassen! Du sollst jahrelang im Arreste bei Wasser und trocknem Brote brummen, un Jeremiä Klajelieder singen lernen.“ Hierbei umfaßt er den Laternenpfahl, tritt jedoch von seinem Fehlangriffe einige Schritte zurück, turkelt, stolpert, und fällt machtlos in eine, mit Wasser angefüllte Gassenrinne.

Die Schwerzen, die er von dem Falle erleiden muß, bringen ihn zum Schweigen. Endlich unterbricht er die lange Pause mit den Worten, die er nur halb gebrochen hervorbringt: „Ja, wahrhaftig! de Welt is unterjesangen; det seh' un fühl' ich wohl. Leb' wohl, du schöne, jetreie Erde! — Aber nu weeß ich nich, wo ich ejentlich hinjefallen bin, ob uf de Merkur oder uf de Venus. Ich bin jedenfalls uf de Venus jefallen; denn ich lieje sehr weich un feicht. Jott wie wird mir's hier erjeh'n. — Aber wo sind denn ejentlich meine Frau un Kinder hinjekommen. Kilian — Michel — Babette! Herjemine, keene Antwort! Alles meisestill! Mir wird so schwindlich vor de Oojen!“ Darauf bemüht sich Lude aufzustehen, und ruft mit lauter, kreischender Stimme: „Merkur — Venus — Kilian — Michel — Babette — Weib! Will sich Niemand nich von eich rühren? Wollt ihr mich alle verlassen? Mehlhans! Mehlhans! Hilfe, Hilfe!“

Auf Lude's klägliches Geschrei kommt ein Nachtwächter herbei, der den Hilflosen aufrichtet. „Ist es passend, zur Nachtzeit die Ruhe der Bürger durch pöbelhaften Lärm zu stören?“ beginnt der Nachtwächter, „Was schafft Ihr hier?“

„Det jeht Ihm een Schmutz an,“ giebt Lude zur Antwort. „Uf die Art fragt man Kinder aus.“

„Kommt, ich werde Euch ein Logis miethen, das Ihr bald beziehen könnt. Folgt mir!“

„Det werd' ich bleiben lassen. Een Nachtwächter hat mir jar nischte nich zu befehlen.“

Bei diesen Worten faßt der Nachtwächter Lude am Arm, um ihn in die Stadtvogtei zu bringen. Dieß ergrimmt den Eckensteher; er will sich dem Wachthabenden entreißen; beide packen und schlagen sich und sinken nach langem Balgen zugleich zu Boden. Auf das Signal des Nachtwächters eilt ein Polizei-Sergeant herbei, der zwischen beiden Streitern Frieden stiftet. Auf die Frage des Polizei-Beamten: „was Lude so spät auf der Straße schaffe?“ antwortete der Gefragte: „ick bin von de Erde 'runter jefall'n, un nu weeß ich nich, ob ich uf de Merkur oder uf de Venus jefall'n bin; ooch hab' ich keen' Paß nich ufzuweisen, denn ick bin hundpfütscher Weise von de Erde ausmarschirt.“ Hierauf wird Lude, obgleich er sich gewaltig sträubt, auf die Wacht und von dort in das Stockhaus gebracht; woselbst er einige Wochen hindurch verbleiben muß.

Offenes Sendschreiben an die Lehrer und Freunde des Volksunterrichts*).

Unser Jahrzehnt ist ganz in Bewegung; überall ein Drängen und Treiben, ein Vereinigen und Abstoßen, ein Suchen und Rathen, ein Wirken und Schaffen und dennoch nirgends wahre Befriedigung. Mit ängstlicher Sorge für das Bestehende schauen die Einen diesem Wesen zu, sie fühlen die Erschütterungen des Bodens doppelt, weil sie still stehen; kecken Muthes stürzen sich Andere in die Bewegung, sie fragen und prüfen nicht, nur fort, nur Neues wollen sie; Andere meinen, mit ihren schwachen Händen den Strom lenken zu

*) Aus einem Berliner Blatte.

können, zu müssen, aber leerer guter Wille, gutmüthige Eitelkeit bauen ohne Grund; spekulirende Gewinnsucht spannt heimlich und offen ihre Netze aus und der gesinnungstüchtige Beobachter, seine Kräfte mit der Aufgabe vergleichend, zweifelt an seiner Befähigung, das Richtige im rechten Maaße und zur allgemeiner Befriedigung zu treffen. Ist es aber noch Zeit, auf die zu warten, welche kommen sollen?

Man hat es in den letzten Jahren erkannt, daß für das niedere Volk mehr als bisher geschehen müsse, solle es bei der allgemeinen Bewegung der Gegenwart nicht irre geleitet werden, oder gänzlich zurückbleiben und versinken. Die Zwillingsschwestern der Armuth, oft die Mutter derselben, ist die Unwissenheit — man kam zu der richtigen Ansicht, daß zuerst der Geist gehoben und gebildet werden müsse, daß, wenn dieser erst klar aufzufassen, richtig zu beurtheilen vermöge, auch die leiblichen Verhältnisse durch Anwendung des Erkannten sich vortheilhafter gestalten müßten. — Man verbesserte die Volksschulen. Das war schon ein großer Schritt — aber auch nur ein Schritt. Der Knabe, das Mädchen wurde aus der Schule entlassen, und nach einigen Jahren war entweder das Erlernte vergessen, oder, wo das geistige Bedürfniß zu sehr geweckt, wurden Bücher voll Gift für das jugendliche Gemüth die Lektüre.

Da begann die Nothwendigkeit einer guten Volksliteratur drückend fühlbar zu werden und Männer von warmer Liebe für das Volk, von uneigennützigem Eifer beseelt, machten sich an das Werk, Abhülfe zu bringen. Auch die Spekulation fing an sich zu regen, es erschienen Bücher auf Bücher für das Volk bestimmt, und man freute sich des Beginnen des Lebens. Die Kritik verschonte sie, des guten Zweckes halber; ist es doch schon etwas, wenn der Boden, der bisher nichts hervorgebracht, anfängt Gras zu treiben.

Aber Liebe und Eifer für eine Sache sind nicht immer mit der wahren Befähigung verbunden. Dennoch hat man durch die ersteren die letztere zu ersetzen geglaubt, man ist stehen geblieben, wie man angefangen, hat an keine Weiterbildung gedacht und sich, getäuscht durch den Beifall der Volksfreunde, die die ersten Lebenszeichen beklatscht, schon am Ziele gewähnt. Ein Halm nach dem andern sprießt auf dem Felde der deutschen Volksliteratur empor, überall fängt es an grün zu werden; es ist aber Gras, fast nur Gras und das beginnt schon Alles zu überwuchern, wo edlere Gewächse stehen könnten.

Vorwärts! ist die Losung unserer Zeit, vorwärts! rufen auch wir und meinen, daß es hier recht Noth thue. Wie es jetzt um die deutsche, besonders um unsere norddeutsche Volksliteratur steht, darf und kann es nicht bleiben! Da hat das Meiste nur den Namen „Volksbuch" und sonst auch faßt nichts denselben an sich. Glaubt man denn wirklich, daß der Mann aus dem niederen Volke, das, was ihm bisher geboten wurde, mit einem höhern, selbst nur mit denselben Vergnügen liest, als die erste beste Räubergeschichte? Glaubt man denn wirklich, daß es nur eines geringen Erzählertalentes und einer ziemlichen Portion eingelegter Moral bedarf, um ein wahres Volksbuch zu schaffen? Ist denn ein einziges bisher im Stande gewesen, sich den Platz neben Bibel, Gesangbuch und Kalender in den Häusern und Hütten des Volks zu erwerben? und wo es einzelne giebt, die spannend geschrieben und gelesen werden, sind sie fähig mehr zu wirken, als die Vertreibung einer müssigen Stunde. Liest denn das Volk unsere jetzigen Schriften, die belehren und bessern wollen, auch nur gern? Ein ächtes Volksbuch ist die schönste Blüthe der Literatur; sie kann aber auch nur durch ein Talent hervorgerufen werden, das dazu geboren ist; ein Volksbuch läßt sich nicht fabriziren; aus dem Innern muß es kommen, in das Innere muß es gehen und dort haften bleiben; da darf keine Schulgelehrsamkeit, keine matte Moralpredigt, keine hervorstehen, eines besonderen Zweckes sein. Da müssen Kern und Kraft, Volkseigenthümlichkeit, Volkspoesie und Volkshumor sich mit der Sitte des Volkes vereinen, da muß die Moral nur wie der Geist aus dem Ganzen herausduften und Herz und Gemüth durchziehen, daß es noch nachklingt, wenn schon längst der Stoff der Erzählung vergessen. Ein Volksschriftsteller muß ein Meister von Gottes-Gnaden sein; dies hat man aber noch nicht einmal erkannt, es würde sich sonst mancher vermessen haben, Volksschriftsteller sein zu wollen, denn schon das erste Erforderniß, die wahre volksthümliche Sprache fehlt, die übrigen Mängel, die andern ordinärsten Erzähler gerügt werden würden, gar nicht zu denken; es würde nicht manches sogenannte Volksbuch mit gewaltigem Spektakel in die Welt eingeführt werden, das entweder mit Moral oder Belehrung seine Leser grade todtschlägt, dessen Verfasser den Eifer, dem Unglückseligen, Armen und Unwissenden, dem Volke zu helfen, gar nicht zu der Selbstfrage gelangt, ob denn auch die Leute den Mund auch aufthun werden, um seine gewaltigen Arzenei-Portionen zu verschlucken — oder das dem bequemen Grundsatze folgt, etwas zu geben, was wenigstens nicht schädlich ist, und durch Fadheit und Gesinnungslosigkeit gerade am meisten schadet, dem Volke Lust und Interesse für das Leben raubt; es würde nicht so weit gekommen sein, daß jeder, der nach geistiger Nahrung sucht, sei es zum Zwecke der bloßen Unterhaltung oder Bildung, nach jedem andern zugreift, als nach dem, was die Bezeichnung „Volksbuch" auf der Stirn trägt. —

Unsere jetzige Volksliteratur, wie sie wohl guter Wille, aber fast durchgängig fehlende Befähigung oder falsche Ansichten hervorgerufen, läuft schaurstracks ihrem Zwecke entgegen. Man will das Volk für die Literatur empfänglich machen, um durch sie auf dasselbe wirken zu können, gerade so als wenn man den wilden Indianer an eine europäische Kost gewöhnen und mit einer langen Wassersuppe oder Kamillenthee den Anfang machen wollte.

Wir verkennen es nicht, was warme Volksliebe, was uneigennütziger Eifer gewollt, wie sie es gewesen sind, die den ersten Spatenstich gethan haben, um in dem vernachlässigten Boden wieder Leben zu erwecken. Wir erkennen es aber auch, daß mehr gethan werden muß, als den Samen säen, daß edlere Gewächse gezogen werden müssen, daß es gilt, das Feld vom schmarotzenden Unkraute zu säubern, damit es dem erkannten Guten nicht den Samen wegnehme und es überwuchere.

Vorwärts! rufen wir daher noch einmal allen denjenigen zu, die es wahr und redlich mit dem Volke meinen; wir aber wollen mit dem den Anfang machen, wozu Kenntniß der Sachlage, reges Interesse und mehr und aufrichtiger Eifer für die hochwichtige Angelegenheit uns treiben.

Bisher sind schon, wie erwähnt, die Zeugnisse der Volksliteratur fast von jeder Kritik verschont worden. Entweder geschah es aus einer gewissen Pietät, oder weil der Maßstab für diesen Literaturzwang fehlte. Ließ die Kritik sich ja einmal in einigen Worten blicken, so ging sie wie auf Eiern, als fürchtete sie mit jedem Schritte etwas zu zertreten, offene ehrliche Kritik muß aber sein, wenn das kaum neubebaute Feld nicht der Samenplatz eines nicht nutzlosen Geschreibsels werden, wenn für das Gute noch Platz und die Möglichkeit bleiben soll, dieses unter der Masse der Uebrigen herauszufinden, wenn die Volksliteratur nicht ein verwilderter Acker voll Unkraut werden soll, wo nichts besser aufzukommen vermag, wir gründen für's erste ein Organ für das gesammte deutsche Volks-Schriftenwesen.

(Beschluß folgt.)

Lustig gelebt und selig gestorben.

Dies war in jüngern Jahren das Leib- und Magensprüchlein des Herrn Blaubärtel, demnach auch die Basis seiner Handlungsweise. Allein mit dem lustigen Leben hat es bei ihm ein gar klägliches Ende genommen, und ein seliges Sterben ist nicht immer so bei der Hand, daß man nur nöthig hätte, sich darnach zu recken. —

Mancher unser geehrten Leser wird es ohne Zweifel schon halb und halb errathen, wer hier eigentlich gemeint ist, und wir fühlen eben keine Veranlassung, die Sache sehr zu demänteln. — Herr Blaubärtel hatte von einem Oheime ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt, damit jedoch, seinen oben angedeuteten Grundsätzen gemäß, so wohl gewirthschaftet, daß es sich, nach Verlauf weniger Jahre, durchaus und fast ausschließlich in den Händen liederlicher Weibspersonen befand, die dadurch gelegentlich in glänzende Umstände versetzt worden waren, und auch zum Theil noch jetzt sich in solchen befinden, aber den Urheber ihres Glückes kaum noch über die Achseln ansehen. Herr Blaubärtel, der lustige Lebemann, nahm indeß, als das Säcklein erschöpft und keine andern Quellen mehr vorhanden waren, seine Zuflucht zu den Pfand- und Wucher-Juden, und setzte seine bisherige Lebensweise unbekümmert fort. — Allein der hinkende Bote blieb nicht aus. Niemand wollte ihm am Ende fernet etwas borgen, und geschah es auch, so wurden ihm ungeheure Zinsen angerechnet, was sich jedoch ein Mann seines Schlages nicht im geringsten nahe gehen läßt. Auf diesem Wege kam Herr Blaubärtel dahin, daß er gegen das Heer seiner Gläubiger auf keine Weise mehr Rath und Rettung wußte. Da ging ihm plötzlich eine ganz neue Sonne des Glückes auf. Ein artiges Mamsellchen verliebte sich in ihn. Das Mamsellchen, oder vielmehr dessen abgelebte Mama — so flüsterte man ihm zu — soll Geld haben, Geld hieß es — wie Heu, die alte sei nur zu geizig, es zu gestehen. — Flugs war Herr Blaubärtel in das Mamsellchen sterblich verliebt, bald war die Hochzeit anberaumt, und der glückliche Bräutigam triumphirt über seine Gläubiger. —

Allein, allein — liebstes Blaubärtelchen! die Sache hat ein Häkchen, nur so ein ganz unbedeutendes, winziges — es heißt: Schönbräutchen spürt endlich die Folgen einer allzuleichtsinnigen Handlungsweise, und ihr bisheriger Verehrer, von dessen Gnade Mama und Tochter leben, da sie keinen Heller baares Vermögen besitzen, will sich nicht weiter mit ihr befassen. —

Gemeinheit.

Vor einiger Zeit hatte ich zufälliger Weise Gelegenheit, das innere Treiben und Wesen einer hiesigen Bürgerfamilie zu beobachten, und ich fühle mich veranlaßt, den Lesern dieses Blattes eine flüchtige Skizze davon zu entwerfen.

In gedachter Familie befinden sich vier erwachsene Töchter. Diese sowohl, als einige junge Mannspersonen, wie es schien, die Anbeter derselben, und die liebe Mama, saßen um einen Tisch — und mischten die Karten. Während dieser elenden, nutzlosen Beschäftigung hörte man von den Lippen der Spielenden zwar ein ununterbrochenes Geplapper, das während der Pausen überhand nahm, jedoch nicht allein kein verständiges Wort, sondern vielmehr die auserlesensten Gemeinheiten, worin Einer den Andern überbieten zu wollen schien. Der im Zimmer auf- und abgehende Papa, ingleichen die Frau Mama, hatten in der edlen Kunst des Zotenreißens eine ganz eigene Force, und letztere zeichnete sich insbesondere noch dadurch aus, daß sie die lieben Töchter bei jeder passenden Gelegenheit mit Schimpfnamen belegte, die ich nicht wiederholen mag. Wörter und Anspielungen, die selbst bei minder gesitteten Personen Schamröthe oder wenigstens äußerlichen Unwillen, meines Erachtens, hätten erregen müssen, wurden hier von einem schallenden Gelächter begleitet! —

Bedenkt man, welch ein übler Einfluß sich von diesem einzigen, ganz unwürdigen Ehepaare über viele Familien verbreiten muß, wenn die, an Gemeinheiten von Jugend auf gewöhnten Töchter sich verheirathen und in gleichem Sinne fortwirken, so muß es das Innerste empören.

Chronik.

Ein elegant gekleideter Stutzer und ein alter Rock stehen sich scheinbar ganz fern; doch haben sie das Gemeinsame, daß man bei beiden jeden Augenblick Gefahr läuft, sie könnten ausreißen.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile und deren Raum nur Sechs Pfennige.

Katholische Kirchen.

Taufen.

St. Dorothea. Den 14. Septbr.: d. Tagarb. J. Staar zu Lehmgruben T. — d. Haushälter F. Taube S.

St. Adalbert. Den 13. Septbr.: d. Schuhmachermeister Tribus T. — d. Tischlermeister Knihe S. — Den 18.: d. Tischlermeister Steinel S.

St. Corpus Christi. Den 12. Septbr.: d. Inspektor der Maschinen-Bau-Anstalt J. Lersch S. — Den 14.: d. Inwohner G. Böhm in Neudorf Commende S. — d. Inwohner Fr. Schönborn zu Neudorf Commende T.

St. Michael. Den 14. Septbr.: d. Tagarb. C. Fuchs. T.

Kreuzkirche. Den 14. Septbr.: d. Schiffer J. Pilsner S. — d. Schiffer J. Nagel S.

Trauungen.

St. Corpus Christi. Den 16. Septbr.: Drechslergef. E. Vogdt mit Jgfr. F. Völkel.

St. Michael. Den 14. Septbr.: Maurergef. J. Becker mit A. Höfel. — Tagarb J. Grundmann mit Wwe. Horn.

Christkatholische Gemeinde.

Taufen.

Den 7. September: 1 unehl. T. — d. Schuhmachermeister M. Sonnenberg T. — Den 10.: d. Schuhmachermeister A. Füge S. — Den 14.: d. Schneidergef. Dirst T. — d. Bilbhauer und Marmorschneider J. Laverdüre S.

Trauungen.

Den 14. September: Seilermeister R. Aszmann in Hühnern mit J. Eisermann. — d. Haushälter B. Grabasch mit J. Klemptner. — Den 15.: Schneidergef. H. Adametz mit J. Sedlaczek. — Schneidergef. A. Cerz mit A. Labitzki.

Folgende nicht zu bestellende Stadtbriefe:
1) An Herrn Graf v. Renard,
2) An = Tafelski,
3) An = Benoni Haskel,
4) An = Professor Wimmer,
5) An = Justizarius Hübner,
können zurückgefordert werden.

Breslau, den 19. September 1845.

Stadt-Post-Expedition.

Theater-Repertoir.

Sonnabend den 20. September: „**Von Sieben die Häßlichste.**" Lustspiel in 4 Akten, nach Told's Erzählung von Louis Angely.

Vermischte Anzeigen.

Demoiselles
im Damenpuß-Fertigen geübt, finden Beschäftigung, auch werden Mädchen, dasselbe zu erlernen, unentgeltlich angenommen, bei
J. Kölling,
Ohlauerstraße Nr. 84.

Hier ist die Sparkasse für Damen.

15 Ellen Kattun à 1, 1½ u. 2 Rthlr.
1 Elle Camlott à 7, 8 u. 9 Sgr.
1 = gemusterten Camlott à 8, 9 u. 10 Sgr.
1 = weißen Parchent à 2, 2½ u. 3 Sgr.
1 = Kittel à 1½, 1½ u. 2 Sgr.
1 = weiße Leinwand 2½, 2½ u. 3 Sgr.
1 Dutzend weiße Leinwandtücher 20, 25 Sgr. und 1 Rthlr.
1 Umschlagetuch à 20, 25 Sgr. bis 1 Rthlr.

L. Erstling,
Ring Nr. 30,

☞ **Ein großes und ein kleineres**

Verkaufs-Gewölbe

mit, oder auch ohne Wohnung, in der Nähe des Theaters, ist zu vermiethen. Das Nähere sagt, bes Morgens bis 9 Uhr, und Mittag von 12 bis 2 Uhr

E. Bessalié,
Reuschestraße Nr. 13, 1ste Etage

Anzeige.

So eben ist erschienen und in der Buchhandlung **Heinrich Richter** (Albrechtsstr. Nr. 6), bei dem Verfasser, (Kleine Groschengasse Nr. 15), und durch die betreffenden Colporteure zu beziehen:

Die große

Menschen- und Thierschau der Breslauer

am 15. September 1845.

Humoristisches Volksbild von Gustav Roland.

Betheiligte Persönlichkeiten.
Rentier Blauwurm aus Breslau.
Euphrosine, seine Gattin aus Berlin.
Hektor, Beider Sohn, Tertianer.
Cousin Frei aus Hirschberg.
Nachbar Schrotfriede.
Viel hoher Adel und sehr viel verehrtes Publikum.
Einige Taugenichtse.
Eine unbestimmte Anzahl Pferde, Ochsen, Masthammel, Ziegen Hochwild und verschiedenes andres Vieh.

Preis 1 Sgr.

Das Café restaurant,

(Eingang Carlsstraße Nr. 37, und am Exerzierplatz Nr. 8, nahe dem neuen Theater), welches sich seit der Eröffnung diesen Sommer eines großen Beifalls und schon zahlreichen Besuchs, auch von Damen, erfreute, es wird daselbst à la Carte, Früh, Mittag und Abends gespeist — empfehle ich ferner der gütigen Beachtung bem hochverehrten Publikum, indem es wegen großer Räumlichkeit, zeitgemäßer Einrichtung und glänzender Gas-Beleuchtung, einen freundlichen und bequemen Erholungsort wahrend des Winters darbietet, und ich auch angelegentlich bemüht sein werde, die bisher günstige Beurtheilung dieses Etablissements und der Bewirthung in demselben dauernd zu erhalten. Zugleich erlaube ich mir ergebenst auf den daselbst befindlichen, durch Gas zu beleuchtenden Saal und die sämmtlich daran belegenen großen Zimmer zu **Concerten, Bällen und Festlichkeiten vorzüglich geeignet,** aufmerksam zu machen und diese Lokalität unter **annehmbaren** Bedingungen zu offeriren.

Der Restaurant.

Tanzunterricht.

Um mehreren Anfragen zu genügen, mache ich einem hochverehrten Publikum die ergebenste Anzeige, daß mit dem 3ten Oktober der 1te Tanz-Cursus beginnt, die daran Antheil nehmen wollen, erfahren das Nähere in mei er Behausung **Hummerei Nr. 12,**

Laurette Gebauer, Tanzlehrerin.

Zum **Fleisch- u. Wurst-Ausschieben** auf Montag den 22. September: ladet ergebenst ein **Kalewe,** Caffetier, Tauenzienstraße Nr. 22.

Zum **Ausschieben** und **Wurst-Essen** ladet auf Sonntag nach Brigittenthal ergebenst ein:

Gebauer, Caffetier.

Neue marinirte Heeringe
mit Pfeffergurken und Zwiebeln, à Stück 1½ und 1½ Sgr., ohne Gurken à 1 Sgr. verkauft fortwährend in bester Güte

Eduard Theiner,
Ketzerberg Nr. 31.

Ein in sehr gutem Zustande befindlicher 6 octav. Flügel steht zu verkaufen, vor dem Sandthor **Sterngasse Nr. 6,** beim Wirth.

Matthiasstr. Nr. 93

ist eine Wohnung nebst Beigelaß zu vermiethen und Michaelis c. zu beziehen. Näheres beim Eigenthümer.

Graben Nr. 10, zwei Stiegen sind Schlafstellen bald zu beziehen bei

Franken.

Eine Stube ohne Meubles ist zu vermiethen für einen oder zwei Herren beim Schneidermeister **Koch,**
Ohlauerstraße im Rautenkranz.

Zu vermiethen

sind zum 1. Oktober c. Junkernstraße Nr. 13, (neben dem Hotel zur goldnen Gans) im 3ten Stock, zwei meublirte freundliche Vorderstuben für einen oder zwei anständige Miether. Das Nähere daselbst zu erfragen.

Für ordnungsliebende Herren sind Schlafstellen zu beziehen,
Burgfeld Nr. 17, bei
Landsberger.

Eine Stube für einen einzelnen Herrn ist zu vermiethen
Weidenstraße Nr. 5,
zwei Treppen hoch.

Stearin-Kerzen

hell und geruchlos brennend, aus den vorzüglichsten Fabriken, à Packet von 9 Sgr. an zu jedem Preise (bei Abnahme von Parthieen bedeutenden Rabatt) empfiehlt die Stearin- und Wachs-Waaren-Handlung von

Eduard Nickel, Albrechtsstrasse Nr. 11.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.